

Halleische Zeitung. Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Bezug: Preis für die Halle und Umgebungen 2.50 A. ...

Anzeige-Gebühren für die Anzeigenblätter ...

Nummer 537. Halle, Donnerstag 15. November 1864. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Wien, 15. November. Einer der „Vol. Kor.“ aus Rom zu gebenden Meldung zufolge wird der Papst seinen Vertreter zum Leichenbegängnis des Caxari nach Petersburg entsenden.

London, 15. November. Aus San Francisco wird gemeldet, daß das letzte Gräbchen in Japan 300 Menschen getödtet und 200 schwer verlegt und 2000 Häuser in Trümmer gelegt hat.

London, 15. Nov. Der vermifste englische Kreuzer „Kalipso“ ist glücklich bei Sa Palmas gelandet.

London, 15. Nov. (Mitternachtsaus aus Hiroshima.) Marjald Yamagata begiebt seinen Marich durch die Mandchurien fort.

Warschau, 15. Nov. Morz Mosberg sagte in einer gestern gehaltenen Rede, die Regierung werde in der nächsten Session Gesetzentwürfe, betreffend die Trennung der Kirche vom Staat in Wales und Schottland und das Verbot des Verkaufs alkoholischer Getränke vorlegen.

Berlin, 15. November. Hier wurden von der Polizei in dem Garten eines kleinen Gasthofes zwei gefüllte Dynamitbomben gefunden, von der Sorte, deren sich die spanischen Anarchisten bei ihren Morden bedienen.

Cagliari, 14. Nov. In der vergangenen Nacht drang eine bewaffnete Bande in das Haus eines gewissen Victor Depau in Torralba, stahl dort Geld und Wertpapiere und tödtete den Diener.

Petersburg, 15. Novbr. Gestrige Blätter melden, daß das Projekt, ins Ausland ausgeführte Felle mit einem Ausfuhrzoll zu beladen, noch vor Neujahr im Reichsrath zum definitiven Beschluß gelangt sein soll.

Deutsches Reich.

Der Kaiser hörte gestern Vormittag von 8 1/2 Uhr ab den Vortrag des Chefs des Geheimen Civil-Kabinetts Dr. v. Lucanus, welcher auch gestern Abend an dem Statthalter von Baden einen Vortrag bei Sr. Majestät hielt.

Der Reichsanwalt publizirt eine kaiserliche Verordnung vom 5. November 1864 betreffend die Uebertragung landesherrlicher Befugnisse auf den Statthalter in Elsaß-Lothringen.

An der gestrigen Sitzung des Staatsministeriums nahm auch der neue Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Freiherr von Hammerstein-Vorsen, Theil, welcher bereits die Geschäfte des Ministeriums übernommen hat.

Bezüglich der Neubestellung des Justizministeriums erklärt die Nordd. Allg. Ztg., daß außer mit Herrn Schönfeldt nur mit dem Ober-Reichsanwalt Herrn Tessenloff wegen des Justizspartenwesens verhandelt worden ist und daß Legierer abgelehnt hat.

Sicherheit entscheiden in einer Zeit, da Joviel — ergrüht und der Zeitungsart in eigentlich täglich „vermehrt“ wird mit einer politischen Wanderrichtung, die in besten Falle die ungenügende Stunden auf die Sinne wirft.

Die „Staatsb. Ztg.“ will wissen, daß die Berufung des ehemaligen Ministers des Innern Grafen zu Olenburg in ein anderes hohes Staatsamt demnächst bevorsteht.

Sr. Majestät Schifff. „Arene“, welches am 17. d. M. nach China abgeht, wird unterwegs in Maroffa wegen der dort durch die Pluren verühten Ermordung des Deutschen Franz Neumann anlaufen.

Die Meldung des „Soniec“, daß Herr von Socieski eine Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser nachgesucht habe und abgelaßt behauptet worden sei, scheint den bisher schon merkbar gewordenen Symptomen, daß der Negierungswechsel in Deutschland und Preußen zunächst auf dem Gebiete der Polenfrage seine Wirkung äußern werde, ein weiteres erhebliches Moment hinzuzufügen.

Auf ein Begrüßungs-Telegramm, welches Herr v. Schorlemer-Alst in Namen des landwirthschaftlichen Hauptvereins für den Regierungsbezirk Münster an den Landwirtschaftsminister Freiherrn v. Hammerstein richtete, hat der Minister telegraphisch wie folgt geantwortet: „Danke herzlich für Glückwünsche, werde eifrig für das Wohl der Landwirtschaft kämpfen; erbitte Ihre Unterstützung.“

Für die Förderung unserer Kolonialpolitik wird man jetzt nach dem Wechsel im Reichsministerium mehr Theilnahme bei der Reichsregierung erwarten dürfen, als unter dem Grafen Camillo, zu dessen größten Schwächen die im Sinne des Herrn v. Hammerstein gehaltene Vertretung dieser Interessen gehört hätte.

Die Wahl zum in der nächsten Vorstandsitzung des Vereins stattfindenden, die Mitte Januar in Dresden abgehalten werden wird. In Aussicht hierauf genommen der Herr v. Wied, bisher Vorsitzender des Vereins, welcher, seit seinem Tode her, von dem Reichsanwalt Dr. v. Lucanus, als Vorsitzender oder der dem Centrum angehörige, aber unversehrt patriotisch und national gesinnte Prinz Ardenberg, der ebenfalls seit langen Jahren sich eifrig und erfolgreich mit kolonialen Angelegenheiten beschäftigt hat und seit mehreren Jahren herüber als Berichterstatter im Reichsrath thätig gewesen ist.

Die Nordd. Allg. Ztg. meldet, daß für die Vorlage betreffend die Abwehr von Unkurtsverbrechen die Allerhöchste Ermächtigung zur Einbringung beim Bundesrathe ertheilt worden ist.

Zur Frage der Kommunalsteuerreform schreiben die „Berl. Vol. Nachr.“, die bekanntlich gewisse Beziehungen zum Finanzministerium unterhalten: Während es der ausgesprochenen Zweck des Reichstages des Staates auf die Ertragsteuern ist, eine stark durchgreifende derselben für Gemeindegeld behufs Befreiung der in Haakt in wie im kommunalen Interesse gleich bedeutenden vorgeschrittenen Wahrung der Gemeindefinanzen auf Zuschläge zur Einkommensteuer möglich zu machen, scheinen manche Gemeinden die Veränderung der Gemeindegeldsteuer vornehmlich nur zu dem Zweck des Behaltens der Ertragsteuern der Einkommensteuer als die Steuer vom Grundbesitz und Gewerbebetrieb zu ermöglichen.

Anmerkung die holländischen Verhältnisse durch die dem Grundbesitz des Kommunalsteuerwesens unterliegenden Verhältnisse, welche der westfälische Erbfolgestreit unter der Genehmigung des Oberbürgermeisters von Danzig gefaßt hat, beeinflusst worden sind, mag dahingestellt sein. Sicher aber ist, daß die Gemeindegeldbesitzer nicht bloß das Recht, sondern auch die unbedingte Pflicht haben,

von dem Rechte der Gemeindegeldbesitzer Gemeindegeldbesitzler den Gebrauch zu machen, daß die Abwehr des Gesetzes nicht vereitelt, sondern verwirklicht wird. Gemeindegeldbesitzer unterliegen aber, von anderen Fällen abgesehen, der Genehmigung der Gemeindegeldbesitzerbehörden auch schon dann, wenn die Zuschläge zu der Einkommensteuer 100 Prozent der Einkommen übersteigen. Stadtgemeinden, welche sich einer Veränderung ihrer Beschläge über die Ordnung der Gemeindegeldsteuer im Auftrage nicht aussetzen wollen, werden sich daher bei ihrer Beschlägung die Abwehr des Kommunalabgabengesetzes gegenwärtig zu halten und sich streng danach zu richten haben.“

Herr Eugen Richter hat vor kurzen seine freisinnigen „Sochburger“ in Niederösterreich insipit. Daß er dies persönlich zu thun für nötig erachtet, während er früher nur einen seiner Getreuen mit dieser Mission betraute, ist auch ein Zeichen der Zeit. Zu Engeln hielt der Chef der Volkspartei einen „finsternisbringenden“ Vortrag, der natürlich nur aus Absichten aus der „freisinnigen Zeitung“ aufgenommen war und darum den Zuhörern nichts Neues brachte. Zu wenig stellte er die Veranlassung auf eine noch härtere Probe. Dort sprach er nämlich an demselben Orte volle 1 1/2 Stunden. Das Thema lautete: Ministerkrisis, Steuererlagen, Unkurtsverlage. Die Tenor, in der Herr Eugen Richter sich äußerte, ließ eine etwas melancholisch gefärbte gemein sein; doch hat seine Antipathie, den „neuen Wärmern“ um jeden Preis zu opponieren, an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig gelassen. Wie wir aus Vorkalenderungen erfahren, ließ der Kaiser zu den Richter-Veranlassungen manches zu wünschen übrig. Wäre der Generalgouverneur lediglich auf seinen Parteianhang angewiesen gewesen, so hätte es wenig ausgedehnt. Von verschiedener Seite hätte man schließlich die Erleichterungseinstellung: „Jetzt opponirt er wieder; Gott sei Dank!“

Rußland.

Zu den Trauerfeierlichkeiten in Rußland. Nach der gestrigen Ueberführung der Leiche des Grafen Alexander nach der Kaiser-Kathedrale in Petersburg, worüber wir bereits ausführlich berichtet, hielt der Zar bei der Ueberführung der Leiche für das Publikum geöffnet. Die gestrigen Trauerfeierlichkeiten schloßen mit einem Gottesdienste, nachdem der Zar durch das Mittelthor der Kirche nach dem Katafalk unter dem Monarchenbaldachin gebracht worden war. Rund herum wurden die verschiedensten, die ausländischen Ehren des Kaisers Alexander, die Kronen, das Kreuz, das Reichsadler, der Reichshelm und eine Anzahl kleinerer Kronen aufgestellt. Rechts von der Kirche nahmen der Kaiser und die hohen Gelehrten, links davon die Hofdiener, die übrigen Diplomaten, die Suite und die Minister Platz. Nach des obenangewiesenen wurde der Sargdeckel aufgehoben, und das mit Erde besetzte Graben wurde füllt.

Nach der Messe führten die kaiserlichen Hofdiener über die Alexanderbrücke nach dem Institut-Palais, wo der Kaiser, die Kaiserin-Witwe und die kaiserliche Braut Wohnung nahmen. Kaiser Nikolaus bewohnt die Zimmer des verstorbenen Kaisers. Vor dem Institut-Palais blieb bis zum letzten Abend eine bedeutende Volksmenge in größter Ordnung und tiefem Schweigen versammelt. Die aufgebahrte Leiche Alexanders III. Aufschluß der Ausstellung der Leiche des Kaisers Alexander ist die Peter Pauls-Kirche und die Umgebung derselben ansehnlich belebt. In vielen Stellen innerhalb der Stadt, nicht das Publikum nur, sondern auch die Peter Pauls-Kathedrale wurde das Publikum nur in kleinen Abtheilungen hineingelassen; es beruht dort feierliche Stille; alles ist dunkel, ausgenommen der Platz um die Leiche herum, wo Kerzen auf hohen Ständern brennen. Unter den Anwesenden, welche an dem Zuge der Leiche theilnehmen, bestand sich auch der Reichskanzler in Berlin Generaladjutant Graf Schadowitz. Auf dem Stufen des Katafalks lagen unzählige Kranz. Ein Gelehrter verlies Stellen aus dem Evangelium, zwei Diakone hielten die Leichter neben ihm. Das Publikum füllte von beiden Seiten des Grabes an die Leiche heran; man betraut sich, nicht das Gesicht auf der Leiche zu werfen und die Hand des Verstorbenen um den Hals zu legen. Bei dem Anblick der Leiche beginnen viele zu weinen. Alles dies stimmt tief anständig und hinterläßt einen wehmüthigen unversehlichen Eindruck.

Die Vermählung des Kaisers Nikolaus. Die Nachricht von der unmittelbar bevorstehenden Vermählung des Kaisers Nikolaus II. scheint begründet zu sein; bekanntlich war es der Wunsch des verstorbenen Kaisers, die Vermählung seines Nachfolgers möglichst zu beschleunigen. Wie nun auch dem Kaiser Nikolaus aus Petersburg gemeldet wird, soll Kaiser Nikolaus zu seinem Hochzeitstag am 26. November bestimmt haben, an dem noch bis 6 Uhr Abends getraut werden darf, dann beginnen die Feste, während deren keine Trauungen vorgenommen werden dürfen. Man hält übrigens in Petersburg den 26. noch nicht ganz für glaubt, vielmehr, daß die Hochzeit erst nach 2 bis 3 Tage früher stattfinden wird, zumal die zur Trauung herbeigekommenen näheren Verwandten auch zur Hochzeit bleiben werden.

Unter Art-Arresten telegraphisch ist uns in Uebereinstimmung mit der hier ausgesprochenen Ansicht: Petersburg, 15. November.

In meiner gestrigen Mittheilung über den Tag der Hochzeit des Kaisers Nikolaus II. mit der Prinzessin Alix kam ich noch hinzuweisen, daß der 22. November mit Rücksicht auf die von anwesend anwesenden 2. November gewählt worden ist. Der Großherzog von Hessen soll den Wunsch geäußert haben, am 25. November, seinem und seiner Gemahlin Geburtstag, wieder in Darmstadt zu sein. Auch war es der Wunsch des sterbenden Kaisers und seines Sohnes selbst, die Hochzeit nicht vor den großen Festen abzuhalten.

Bevorstehende Veränderungen in den hohen Staatsstellen. Der Peterburger Korrespondent der „Allg. Ztg.“ berichtet, in demnächst die Zeit werde außer dem Generalgouverneur Kurio, dem Staatsminister Hammerstein, dem Kommandanten der Militärbezirke Mowza und Wladislaw, auch der Minister von Gier sein Amt niedergehen. Herr Hammerstein, welche sein verstorbenen Vater befehligen. Der hiesige verlässliche Adjutant Graf Woronzow-Dachnow wurde zum 22. Generaladjutanten ernannt.



(Nachdruck verboten.)

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau. Von F. Klink-Lütetsburg.

Einen Fluch würde Foelke nicht gehört haben, sein letzter Wunsch wirkte erschütternd auf sie und rief ein Heer von neuen beunruhigenden Gedanken und Vorwürfen in ihr wach. Lange Zeit verging, ehe sie äußerlich wieder gefaßt erschien.

Bernd's Wunsch wurde erfüllt.

Wochen, Monate vergingen, ehe Foelke nur einigermaßen wieder sich zurecht gefunden. Beinahe Tag für Tag sah man sie den Weg nach dem Friedhof nehmen; war es ihr doch allezeit, als ob sie von dort beruhigt zurückkehre. —

Jahr reihte sich an Jahr. Foelke hatte längst ihre Trauerkleidung abgelegt, und es schien beinahe, als wären die bitteren Erfahrungen einst der vollen Entwicklung ihrer Schönheit hinderlich gewesen. Jetzt erst hatte sie zur vollen Blüthe sich entfaltet, und diese Schönheit in Verbindung mit ihrer Wohlhabenheit machten die junge Wittve zu einer viel umworbenern Partie.

Alle Bemühungen um ihre Person erwiesen sich als vergebliche. Sie lebte still und zurückgezogen und suchte in der Erfüllung selbst auferlegter Pflichten ihrem Leben einigen Werth zu geben. Aber sie fand auch in diesen nicht immer volle Befriedigung, sie war eine Natur, die Lohn für ihre Arbeit verlangte, und sie sah so selten einen Erfolg.

Bei dem „Vater“, der schwarzen Wolberich, hatte sie den Anfang im Wohlthun gemacht. Nachdem dieselbe eine schwere Strafe verbüßt, die sie selbst über sie heraufbeschworen, und in das Heimatsdorf zurückgekehrt war, hatte Jedermann mit Abscheu sich von ihr gewendet. Die Pflegeeltern waren inzwischen verstorben, das kleine Haus derselben unter den Hammer gekommen und der Erlös hatte kaum zur Deckung der Begräbniskosten gereicht. Wolberich sah sich völlig mittel- und hilflos.

Während die gastfreien Dorfbewohner jeden Fremden zur Theilnahme an ihren Mahlzeiten auffordern, wenn er zur Zeit derselben zufällig das Haus betritt, war dem Mädchen kein Stück Brot angeboten worden, und nur das im Gefängniß sauer verdiente Geld konnte es zunächst vor dem furchtbarsten Mangel schützen.

Einen Dienst hatte Wolberich nicht gefunden. Sie wußte nichts von der allbarmherzigen Liebe ihrer Mitmenschen, die den Gesunkenen ein Stab und Schirm ist. Vergebens bemühte sie sich um ein Unterkommen. Wer hätte sie in sein Haus aufnehmen mögen? Sie war eine Ausgestoßene, von welcher Bessergesinnte mit Abscheu sich wendeten; so sah sie den Zeitpunkt vor sich, wo sie vollständig hilflos und verlassen dastehen würde.

Sie hatte daran gedacht, die Stadt zu verlassen, weit fortzuzwandern, aber was konnte es ihr nützen? Einerseits fehlte es ihr an ausreichenden Mitteln, andererseits besaß sie nichts, was über ihre Vergangenheit hätte hinwegtäuschen können.

So blieb sie und versuchte es mit der Arbeit, nachdem sie in einem kleinen Dachkammerden Aufnahme gefunden. Sie ging in eine Spinnerei. Auf dem Wege von derselben war sie Foelke wiederholt begegnet, obwohl sie derselben auszuweichen versuchte. Wolberich war nicht mehr das hübsche Mädchen, der Aufenthalt in der Fabrik hatte geradezu vernichtend auf sie gewirkt. Die Wangen waren hager, die Schläfen eingekunken, auch die Augen lagen tief in ihren Höhlungen, während das Kinn spitig hervortrat. Ihre Kleidung war unordentlich, unsauber und zerrissen. Wozu sich noch putzen? Nun war doch Alles aus und vorbei.

Als Foelke ihr zum ersten Mal begegnet war, hatte sie dieselbe nicht so gleich erkannt. Erst Wolberich's Stimme machte die junge Frau aufmerksam. Das Mädchen freischte und lachte unter einer Schaar halbwüchsigler Jungen, die, wie es den Anschein hatte, rohe Scherze machten, welche ihren Beifall fanden.

Von dem Tage an sah Foelke sie öfter, immer in derselben Gesellschaft. Sie konnte eines Grauens sich nicht erwehren, indem sie daran dachte, wie diese Anselige rettungslos ihrer Verhängniß verfallen schien. So tief gesunken! Eine herlose Mutter hatte ihr Kind dem Tode des Erfrierens ausgehakt. Hinter der Hecke war es gefunden worden, überflüssig von dem Tage seiner Geburt an. Es war eine Verlorene gewesen und — geblieben.

„Liebet Eure Feinde!“

Es gab eine Zeit, in welcher dieses Gebot ihr das härteste aller Gebote erschien. Sie gehörte nicht zu den Vollstreckern desselben. Sie hatte die Menschen, die so hart und grausam an ihr gehandelt, haßen gelernt. Auge um Auge — Zahn um Zahn. Das hatte sie natürlich gedünkt, lange, lange Zeit.

Das war vorüber. Dem Himmel sei Dank! Arme Wolberich! Vom Anfang bis zum Ende — verloren.

Foelke hatte die Wohnung des unseligen Mädchens ausfindig gemacht und dasselbe dort eines Abends erwartet.

Noch schien nicht der letzte Funke, welcher ein Feuer entzünden kann, in ihr verlöscht. Sie hatte bei Foelke's Anblick die Augen zu Boden gesenkt. Dennoch fragte sie finster:

„Was wollt Ihr?“

„Deine Pflegeeltern sind gestorben, Wolberich, Du bist ganz allein.“

„Was geht Euch das an?“

„Ich habe Deine Pflegeeltern gekannt. Sie waren brave, rechtliche Leute, die Dich gern hatten und denen Dein Schicksal am Herzen lag. Es hat mir den Anschein, Wolberich —“ und indem die junge Frau so sprach, glitten ihre Augen durch den engen, niedrigen Raum, dessen unordentlicher Zustand sie förmlich erschreckte — „es hat mir den Anschein, als ob sie in dürftigen Verhältnissen Dich zurückgelassen.“

„Da könnt Ihr schon recht haben“, entgegnete das Mädchen in etwas gemäßigterem Tone, indem es lauernd zu Foelke aufblickte. „Nicht einmal unter die Erde konnten sie gebracht werden.“

„Warum suchtest Du Dir nicht einen Dienst, Wolberich? Du kannst arbeiten, wenn Du willst.“

„Es mochte mich Keins nehmen, Ihr wißt schon warum.“

„Die Spinnmädchen haben keinen guten Namen.“

„O, darum! An mir ist nichts zu verderben. Ich habe zu leben, und — es sieht Einen nicht ein Jeder von der Seite an.“

„Wolberich — und — hast Du nie an Deine Zukunft gedacht? Ich meine, was nachher werden soll, wenn Du etwmal frank wirst oder sonst Unglück hast?“

„Was nützt das Denken? Damit wird nichts gebessert. Ich muß schon zupacken, wenn ich nicht verhungern will.“

„Wenn Du nur den Wunsch hättest, etwas Anderes zu werden, so wollte ich Dir schon helfen.“

Ein höhnisches Lächeln umspielte Wolberich's Mund, doch unterdrückte sie es schnell.

„Womit? Ja — wenn ich Geld hätte!“

„Was wolltest Du mit Geld? Geld ist bald verbraucht, wenn man nichts Neues hinzu verdient.“

„Nach Amerika wollte ich. Hier kann's mit mir nichts mehr werden.“

„Und was würdest Du in Amerika beginnen?“

„Es würde sich schon was finden. Frau Bruns — Ihr seid ja reich, schon vom Vater her, und nun noch das viele Geld von dem Bernd dazu,“ fuhr sie lauernd fort. „Was ist für Euch ein Wischen Geld? Ich hab's freilich nicht um Euch verdient —“

„Laß das, Wolberich“, unterbrach die junge Frau ernst abwehrend. „Wenn ich wüßte, daß Dir zu helfen wäre, daß Du ein anderer, besserer Mensch würdest, ich wollte Dir gern beistehen. Bist Du es zufrieden, so will ich eine Stelle für Dich suchen.“

In den Augen des Mädchens leuchtete es auf, und das war wirkliche Freude. Ihr ruheloser Geist fand neue Nahrung. Hinaus in die Welt, über's weite Meer, wo nichts mehr an die Vergangenheit sie erinnerte! Vielleicht blühte ihr dort das Glück, das sie hier vergebens gesucht. Schon schmückte die Phantasie ihr das Leben in dem neuen Welttheil mit herrlichen Bildern, und vielleicht zum ersten Mal hatte sie ein der Dankbarkeit verwandtes Gefühl, als sie jetzt auf diejenige blickte, welche ihr die Hand zur Rettung bot.

„Frau Bruns, ist es Euer Ernst, daß Ihr mir helfen wollt?“ fragte sie unsicher.

„Ja, Du wirst aber nicht mehr in die Spinnerei gehen. Ich will mit Deinem Herrn sprechen. Morgen in der Frühe kommst Du zu mir — wir wollen das Weitere überlegen. Du brauchst neue Kleidung und noch vieles Andere.“

Raum vier Wochen später reiste Wolberich Heymann nach Hamburg ab, das Billet für die Ueberfahrt nach Amerika auf einem Lloyd-Dampfer in der Tasche. Ihre vollständige Ausrüstung befand sich in zwei großen, neuen Koffern. Sie war wieder gekleidet wie in früheren guten Tagen, ihr Aussehen hatte sich gehoben. Ihr war's, als könne das, was sie in diesen Tagen erlebt, nicht Wahrheit sein.

Sie hatte nicht daran gedacht, sich zu ändern, sich zu bessern. Alle Versprechungen, die sie Foelke gemacht, waren nur über die Lippen gekommen, hatten aber nicht den Grund in ihrem Herzen gefunden. Von Reid erfüllt, hatte Wolberich in der Wohnung der jungen Frau verkehrt, das ihr Gebotene gierig in Empfang genommen, ohne daß ein Gefühl von Dankbarkeit sie bewegte.

In der Abschiedsstunde, als Foelke ihr alles Glück auf den Weg wünschte, nachdem sie das Mädchen ermahnt, nie mehr von der Bahn des Rechts abzuweichen, da war's der schwarzen Wolberich zuerst eigenthümlich zu Muthe geworden. Sie hatte den Moment kaum erwarten können, in welchem sie das Gesicht ihrer Wohlthäterin zum letzten Male würde gesehen haben. Schon war sie auf der Treppe gewesen und Foelke bereits in ihr Zimmer zurückgekehrt. Da — stockte Wolberich's Fuß. Sie wandte sich. Im nächsten Augenblick hatte sie der jungen Frau noch einmal gegenüber gestanden — und diese mit Thränen in den Augen gefunden.

„Liebet Eure Feinde!“

Den Segen dieser Worte hatte Foelke in den nun folgenden Augenblicken voll empfunden.

„Ihr sollt von mir hören, Frau Bruns — ich will's versuchen, ob es nicht anders geht“, hatte Wolberich leidenschaftlich ausgerufen. „Ich tauge nichts. Gern hätte ich Euch noch ein Leides gethan, wenn —“

„Es wird Zeit, Wolberich, Du verläumst den Zug“, hatte Foelke gebrängt.

Und sie war gegangen. Sie hatte auch nicht mehr nach dem Hause zurück geblickt, in welchem ihr so große Wohlthat geworden. Dann fuhr sie in die schöne sonnige Welt, in den thausendjährigen Sommermorgen hinein, frei, nicht mehr mit scheelen Augen betrachtet und nicht nur mit reichlichen Mitteln versehen, sondern auch durch die Zusicherung ihrer Wohlthäterin, daß sie

ihr ferner beistehen werde, vor Zukunftsforgen geschützt, so lange sie auf ebener Bahn bleiben würde.

Foelke lebte still und abgesehen von der Welt weiter. Bismarck kam Wilhelm Adams. Später, als er geheirathet hatte, brachte er auch manchmal seine Gattin, eine tüchtige Bäuerin, mit, die „was zuwege“ schaffte. Einmal hatte auch Foelke das Elternhaus wieder betreten, aber dann war sie nicht wieder dorthin gegangen. Die Erinnerungen, von welchen sie in den alten Räumen überwältigt worden war, hatten auf lange Zeit den mühsam erworbenen Frieden wieder erschüttert. Schwer war ihre Einsamkeit und Verlassenheit ihr auf die Seele gefallen.

Sie hatte keinen Wirkungskreis — keine Pflichten. Niemand fragte nach ihr. Wenn sie ihre Armen und Kranken besuchte, freute sie nicht immer befriedigt heim, der Erfolg ihrer Bemühungen entsprach so selten den Anstrengungen, die sie gemacht, um zu retten, zu helfen. Ueberall begegnete sie der Lüge, der Verleumdung, häufig genug auch dem Spott. Das konnte sie freilich nicht in ihrem Entschluß, Beistand zu leisten, wo sie konnte, wandern machen, aber nach und nach schwand doch die Freudigkeit, mit welcher sie sich Anfangs der selbst gestellten Aufgabe gewidmet.

Fünf lange Jahre waren seit dem Tode des unglückseligen Bernd Bruns dahingeschwunden. Zurückblickend, erschien Foelke diese Zeit wie eine Ewigkeit. Ein Tag war wie der andere dahin gegangen, kaum ein einziger hatte ihr eine Abwechslung gebracht. Von den Ereignissen des alltäglichen Lebens wurde sie wenig berührt, unmerklich gewann eine pessimistische Anschauung in ihr Raum, welche sie die Dinge im Leben mit wenig erfreulichen Blicken betrachteten ließ. Nirgend's Licht — überall Schatten!

Foelke dachte daran, den Wohnort zu wechseln, in einer großen Stadt Zerstreuung zu suchen, da der Gedanke, so fortzuleben, anfang, ihr unerträglich zu werden. Ihre Sommerreisen, die sie alljährlich unternommen, waren ihr immer eine Wohlthat gewesen und hatten gut auf ihre Stimmung gewirkt, sie hatte auf ihnen auch Anregung gefunden. Aber allein — immer allein!

So war es abermals Sommer geworden und sie rüstete von Neuem zur Reise. In der kleinen Stadt erschien es ihr noch stiller als gewöhnlich, und wenn sie in ihrem Zimmer am Fenster saß und auf den verödeten Marktplatz hinausblickte, den oft Stunden lang kein menschlicher Fuß betrat, dann fühlte sie wirklich ein sehnüchtliges Verlangen, wieder einmal hinauszu ziehen — gleichviel wohin.

Heute hatte sie diesen Wunsch mehr als je. Am vorhergehenden Tage war sie, seitdem sie ihre Wohnung in der Stadt genommen, zum zweiten Male im Vaterhause gewesen. Wilhelm hatte Kindtaufe gehalten. Sie wäre der frohen Feier wohl fern geblieben, aber sie wollte dem Jugendfreunde zeigen, daß sie innigen Antheil an seinem Glücke nahm. Sie hatte ihm ein großes Opfer gebracht, größer als sie selbst gedacht. Der Anblick des Kindes insbesondere riß alle Wunden wieder auf, die sie endlich geheilt geglaubt, und nur mit Mühe war es ihr gelungen, äußerlich ihre Fassung zu bewahren, um nicht eine Störung in das fröhliche Treiben der Gäste zu bringen.

(Schluß folgt.)

Etwas vom Pfeffer.

Bevor Columbus Amerika entdeckte und der Portugiese Vasco de Gama den Seeweg um das Cap der guten Hoffnung herum nach Indien auffand, waren selbst die gewöhnlichsten der heute in der Küche ganz unentbehrlichen Gewürze ein seltener Luxus, so selten und werthvoll, daß im Jahre 1263 der Abt von Saint-Gilles in Languedoc, als er vom König Ludwig dem Heiligen eine Gnade sich erbat, sein Gesuch durch nichts so wirksam zu unterstützen glaubte, als wenn er dem Monarchen einige Bündelchen Zimmt verkehrte.

Der Pfeffer wurde noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit „mit Gold aufgewogen“. Pariser Gewürzkrämer, die so glücklich waren, einige Unzen davon erstehen zu können, brachten über ihrer Ladenthüre die Aufschrift an: Epicier poivrier (Spezereiwaren- und Pfefferhändler).

Plinius schätzte den Pfeffer dem Golde und Silber gleich. Diese seine Kostbarkeit erhielt auch aus verschiedenen mittelalterlichen Sprüchwörtern und Redensarten: Den peper uplegen — den Pfeffer auf etwas legen, also eine hohe Summe für eine Waare verlangen; dat is gepert: es kostet viel Geld.

Der Familienvater, welcher von einer Reise heimkehrte, brachte der Gattin gern etwas von dem beliebtesten Gewürz mit;

als Dank für erwiesene Gastfreundschaft erhielt der Freund vom Freunde ein Kästchen voll Pfeffer gesandt, und wenn ein Abt beim Besuche der Klöster den Bewohnern derselben ein sichtbares Zeichen seiner Huld hinterlassen wollte, so zog er beim Abschied aus seinem Mantelsack ein Beutelchen mit Pfeffer hervor, das er mit der Mahnung übergab, recht sparsam mit dem vielgepreiseten Gewürz zu sein.

Auch als pflichtmäßige Abgabe, sowie als Zahlungsmittel an Stelle des Geldes war dem Pfeffer früher eine Rolle zugewiesen. Die Abgabe der Bürger und Bauern an ihre Lehns Herren wurde sehr oft in Pfeffer geleitet.

Auch als Zollgebühr wurde der Pfeffer verwandt. An der Haupthandelsstraße zwischen Ober- und Nieder-Deutschland, dem Rhein, bestanden derartige Zölle. In Basel hatten die Züricher für jede Ladung ein Pfund Pfeffer statt jedes andern Zolles zu entrichten, und die Städte Worms, Nürnberg und Bremen mußten ihrer Zollfreiheit halber alljährlich bei dem sogenannten Pfeffergericht in Frankfurt a. M. durch ihre Abgesandten außer dem üblichen hölzernen Becher und dem Paar altfränkischer Handhabe auch ein Pfund Pfeffer im feierlichen Aufzuge öffentlich überreichen lassen.

Bei der Geldnoth im 14. und 15. Jahrhundert mußte der Pfeffer als öffentliches Zahlungsmittel dienen. Wenngleich der

Preis des Pfeffers — mit diesem Namen wurde übrigens im Mittelalter oft Gewürz jeder Art bezeichnet — ein so hoher war, daß nur reichere Leute ihn zu zahlen vermochten, so wurde doch im Mittelalter Mißbrauch mit der Anwendung dieses Heilmittels getrieben. Brühen, Gemüse und Fleisch, alles wurde auf eine heutigentags kaum begreifliche Weise mit Pfeffer, Zimmet und Muscatnuß gewürzt. Es ist daher ganz naturgemäß, daß unsere Altoordern von einem starken Durst geplagt wurden. Zudem wurde auch der Wein fast immer mit starken Gewürzen, Muscatnuß, Nelken, Hop zc. vermischt; seltsamer Weise nannte man dieses Gemisch: Lautertrank (Lutertrank).

Vielfach wird behauptet, daß unsere Altoordern durch diese stark gewürzten Speisen und Getränke der Mangel an geistiger Erregung und Anregung, wie er damals noch herrschte, aufzuheben suchten. Ob nun die Gewürze auf Geist und Einbildungskraft der Menschen je gewirkt haben? Alexander Dumas, der große Küchenmeister Frankreichs, der Verfasser des Dictionnaire de Cuisine, war sehr geneigt, einen solchen Einfluß, namentlich auf die künstlerische Begabung anzunehmen. Leonardo da Vinci, Tintoretto, Paul Veronese, Guido Reni und Raphael haben nach Dumas besonders große Mengen Gewürze genossen; sie waren überhaupt außerordentliche Feinschmecker.

Der Pfeffer ist eines der ältesten Gewürze der indischen Welt und hat sich von da aus bei allen Völkern unentbehrlich gemacht, vor allem in den Heiß-Ländern. Auch das Wort Pfeffer stammt aus der alten heiligen Sprache Indiens. Der Sanskrit Name des langen Pfeffers Pippali geht, auf den schwarzen Pfeffer, piper nigrum, übertragen, durch fast alle Sprachen, nachdem die Perser das ihnen fehlende l durch r ersetzten.

Theophrastos kannte bereits schwarzen und langen Pfeffer, Dioscorides auch weißen Pfeffer, und die Römer besteuerten schon schwarzen und langen Pfeffer in Alexandria. Arrianos nennt in seinem geographischen Werke, dem Periplus des Rothen Meeres, bereits die Heimath des Pfeffers.

Wie das Land, „wo der Pfeffer wächst“, von jeher mit einer gewissen Romantik umhoben war, so berichtete man früher auch über die Kultur des Pfeffers die sagenhaftesten Geschichten. Sowohl bei den Bewohnern Europas als unter den Arabern herrscht die Legende, daß die Pfeffersträucher von Schlangen bewacht würden, die nur durch Feuer getödtet werden dürften. Hierdurch erklärte man auch das Aussehen der Beeren, indem man annahm, daß das Feuer sie schwarzze und runzelig mache.

Erst durch Missionare und Weltumsegler erfuhr man, daß der Pfeffertrauch ein Gewächs sei, das an Bäumen emporranke gleich der Rebe und dem Ephem. Diese Reisenden klärten dann auch ihre Landsleute daheim darüber auf, daß die Küste Malabar die Heimath des Pfeffertrauches, und daß nicht das schlängeltödtende Feuer, sondern die segenspendende Sonne es ist, welche die abgeschüttelten, am Boden ausgebreiteten Pfefferbeeren röstet.

Die älteste Beschreibung des Pfefferstrauches (540) rührt von Cosmas Indopleustes her. Der Erste aber, der von ihm nach eigener Anschauung berichten konnte, war der berühmte venetianische Reisende des 13. Jahrhunderts, Marco Polo.

Piper nigrum (der schwarze Pfeffer) ist ein mittels Luftwurzeln kletternder, fünf Meter hoher Strauch mit fingerdicem Stengel und erbsengroßen grünen, dann rothen und endlich gelben Beeren. Seine eigentliche Heimath sind die heißen und feuchten Wälder von Travancor und Malabar, doch wird er jetzt auch auf Ceylon, Sumatra, Java, Borneo, den Philippinen, in Hinterindien und in Westindien angebaut. Man erntet die Früchte in unreifem Zustand, sobald sich die unteren Beeren eines Fruchtstandes zu röthen beginnen, löst die Beeren nach dem Ablösen von den Spindeln ab und trocknet sie. Der beißend scharfe Geschmack des Pfeffers ist durch Harz bedingt. Der weiße Pfeffer wird von derselben Pflanze gewonnen, aber aus reifen Beeren bereitet, indem man diese, nachdem sie mehrere Tage im Wasser gelegen, so lange zwischen den Händen reibt, bis die fleischige Schicht völlig entfernt ist. Den spanischen Pfeffer (Papraca) liefert uns ein in den Tropen Amerikas und Asiens heimischer Strauch, der jetzt überall in den wärmeren Ländern angebaut wird. Die scharlachrothen oder orangefarbenen Früchte von 5—7 Centimeter Länge sind in frischem Zustande geruchlos, getrocknet und zerrieben aber liefern sie ein stark reizendes Gewürz, das vor allem zu den Mixed pickles und andern scharfen Delikatessen verwandt wird. Der spanische Pfeffer wird bereits 1494 von einem Begleiter des Columbus erwähnt. In Deutschland wurde er zuerst 1558 in Brunn in Mähren angebaut.

Der Kawapfeffer, ein zwei Meter hoher Strauch auf den Gesellschafts-, Freundschafts-, und Fidihi-Inseln, wird nur seiner Wurzel wegen gepflegt, die zur Bereitung eines für das soziale, religiöse und politische Leben der Südsee-Inulaner sehr wichtigen Getränkes, der Kawa, verwandt wird.

Den Nelkenpfeffer liefert uns ein 10 bis 13 Meter hoher immergrüner Baum Westindiens, der Pimentbaum, der seit dem siebenzehnten Jahrhundert überall kultivirt wird. Die nicht völlig reifen, an der Sonne getrockneten Früchte kommen als Nelkenpfeffer, Englisch Gewürz u. s. w. in den Handel.

Ein ebenfalls äußerst beliebtes, altbekanntes Gewürz, die Nelken, entstammen einem 9 bis 12 Meter hohen Baum aus Amboina auf den Molukken. In Europa werden sie zuerst von Plinius erwähnt, auch finden sie sich bereits in einem Zolltarif der römischen Kaiser.

In der Handelswelt nimmt der Pfeffer noch heute unter allen Gewürzen den ersten Platz ein. Viel bedeutender war jedoch sein Ansehen auch in dieser Beziehung in früheren Jahrhunderten. Damals galt der Pfeffer als Symbol des ganzen Gewürzhandels, dem Genua, Venedig und die süddeutschen Handelsstädte einen großen Theil ihrer Reichthümer verdankten.

Portugal machte den so einträglichem Pfefferhandel bis in das achtzehnte Jahrhundert zum Kron-Monopol. Die Ausfuhr aus Hinterindien war daher früher eine ganz ungeheure. Eine große Menge dieses kostbaren Gewürzes ging allein nach China, dessen Bewohner es damals sehr verehrten. Die Chinesen bezahlten, wie berichtet wird, für einen Scheffel Pfeffer, der sonst 4 Dukaten galt, in ihrer Heimath 15 Dukaten. Auch nach Europa wurden große Mengen Pfeffer verschifft. Alle Handelsstraßen, die Indien mit dem Abendlande verbanden, dienten dem Transport dieses begehrten Gewürzes. Die Hauptmärkte für den heutigen Pfefferhandel in Europa sind: London, Amsterdamm und Hamburg. Der beste Pfeffer ist der von Malabar; der mindeswerthigste ist die holländische Sorte, der Bataviapfeffer.

Allerlei.

Das Herzgewicht des Menschen. Ueber das Herzgewicht bestehen eine große Menge von Angaben. Aus der großen Anzahl derselben werden von Dr. Juncker in der Münchener Medicinischen Wochenchrift folgende erwähnt: Nach Cruveilhier beträgt dasselbe nur 177—234 Gr., nach Bouillaud 245 Gr. Demnach könnte man glauben, daß die Franzosen leichtere Herzen haben als die Deutschen und andere Nationen. Lobstein betrachtet als Mittel Gewichte von 270—300 Gr. Aus fünf normalen Fällen, die Gluge anführt, berechnet sich ein Durchschnittsgewicht von 288 Gr. Senle nimmt mit Krause für das Herz des Mannes 292 Gr. an, das des Weibes soll 1/6 leichter sein. Glendinning stellt die Gewichte von 400 Herzen zusammen; aus ihnen ergibt sich als Mittel 303 Gr. (etwa 335 für das männliche und 268 für das weibliche). Blossfeld findet bei 36 Männern, die durch Unglücksfälle um's Leben gekommen waren, Herzgewichte von 285 bis 400 Gr., im Mittel von 346 Gr., bei acht verunglückten Weibern solche von 251—358 Gr., durchschnittlich 310 Gr. Eine Zusammenstellung von Gode nach Sektionsberichten des Münchener pathologischen Instituts constatirte für die Herzen gesunder Männer ein Gewicht von 340 Gramm, für die gesunder Weiber 273 Gramm. Ganz ähnliche Zahlen fand auch Dr. Juncker. Aus den seiner Arbeit beigegebenen Tabellen, die ebenfalls aus den Sektionsberichten des Münchener pathologischen Instituts herorgehen, ist ersichtlich, daß von 99 dort verzeichneten Männern 16 ein Herzgewicht von 400 Gramm und darüber haben. Das höchste wird von einem sehr kräftigen, gut genährten Mann von 40 Jahren erreicht, nämlich 530 Gramm, das geringste Gewicht ist 250 Gramm. Von 40 Frauen hatte nur eine ein Herz von über 400 Gramm. Der größte Unterschied zwischen dem Mittel für das männliche und das weibliche Herz, der im Münchener pathologischen Institut constatirt wurde, wird wohl hauptsächlich in dem großen Ueberschuß des Biergenusses zu suchen sein, der in München eine große Rolle spielt. Was das Wachstum des Herzens anbelangt, so schließt Dr. Juncker aus seinen Tabellen, daß das Herz bis zum 30. Jahre wächst. Von da ab macht es bei beiden Geschlechtern unregelmäßige Schwankungen, bleibt aber im Wesentlichen auf derselben Höhe. Das Wachstum des Herzens dürfte demnach das des Körpers um etwa 10 Jahre überdauern und bleibt dann stehen. Relativ am schwersten ist das Herz bei Neugeborenen.

Bei den Biehungen der preussischen Klassen-Lotterie ist es bekanntlich die vierte Klasse, die das Interesse der zahlreichen Spieler in besonderm Maße in Anspruch nimmt. Während bei den übrigen Klassen die hoffnungsfreudige Aufregung nur zwei knappe Tage dauert, hält die letzte und entscheidende Klasse die übergroße Schaar der Spieler, deren Loos noch nicht gezogen worden ist, einige Wochen hindurch in Spannung. Aber je mehr die Biehungszeit sich ihrem Ende nähert und je geringer die Zahl der hohen Gewinne wird, die sich noch in der Trommel befinden, desto mehr schwinden die Hoffnungen und desto zahlreicher werden die Reformvorschläge der Spieler, die es nicht fassen können, daß gerade ihr Loos zu den Nietten gehören mußte.

Die Zahl derjenigen, die ihren Mißgeschick in einer mangelhaften Einrichtung des mechanischen Verfahrens bei der Ziehung erblicken, ist nicht gering, und so laufen denn auch regelmäßig am Ende der Ziehung der vierten Klasse bei der General-Lotterie-Direktion und bei den Zeitungen allerlei Vorschläge ein, die auf eine Aenderung des gegenwärtigen Verfahrens bei den Ziehungen hinielen. Bei den meisten dieser Reformfreunde herrscht die Meinung, daß die Loose nicht gehörig durcheinander gerüttelt werden. Ihr Augenmerk ist deshalb hauptsächlich auf eine andere Konstruktion der Trommel gerichtet, und so verfügt denn die General-Lotterie-Direktion über ein ganzes Museum von Modellen, die ihm von eifrigen Lotteriefreunden zur Verfügung gestellt worden sind. Besonders bevorzugt die Erfinder die Kugelform als Loosbehälter. Zu den besorgten Erfindern gesellen sich zahlreiche Personen, die ihr Mißgeschick in der Lotterie dem Umstände zuschreiben zu müssen glauben, daß die Trommel viel zu selten gedreht werde. So liegt uns eine Postkarte aus Bay vor, in der gefragt wird, ob es richtig sei, daß nur ein Mal stündlich eine halbe Umdrehung der Trommel stattfindet. Tatsächlich wird erst nach der jedesmaligen Ziehung von 100 Nummern die Trommel von neuem gedreht. Uebrigens zeigt ein Blick auf die Ziehungsstätten, daß alle Zahlengruppen fast gleichmäßig vertreten sind.

Das Adoptivkind. Der Schauspieler der folgenden kleinen Erzählung ist jene Klinik, in welcher Staatsbürger und Bürgerinnen das Licht der Welt zu erblicken pfliegen. Gerade hat der geitrenge Gebieter des Hauses mit Hilfe seines Assistenten ein kleines Wesen unter besonders schmerzlichen Umständen in das Jammerthal gesetzt und das Personal ist damit beschäftigt, dem winzigen Kleinen den üblichen heißen Empfang zu bereiten. Aber der neugeborene Erdenbürger ist auch ein gar zu schwächliches Exemplar seiner Gattung und so wenig scheint er Anspruch auf einen längeren Aufenthalt in dieser Welt zu haben, daß der Herr Professor, durch dessen Hand so viele Sprößlinge täglich gehen, zu seinem Assistenten gemeldet, humoristisch und wehmützig zugleich sagt: „Wenn der am Leben bleibt, dann adoptire ich ihn.“ Nun sind acht Tage vergangen. Aus dem kleinen verhußelten Wümmchen ist ein dralier, blonder Junge geworden, der lustig in die Welt hinein kräht und dessen blaue Augen noch recht lange die Sonne sehen zu wollen scheinen. Jedoch der Herr Professor, der sonst jeden kleinen Pflegling täglich mehrmals sorgend besichtigt, geht an dem betreffenden Bett fast verlegen vorüber. Schon am zweiten Tage, als der Assistent sagte: „Herr Professor, das Adoptivkind kommt durch,“ erhödete der Gewaltige, und nun drängen sich die Studenten gerade um dieses Bettchen herum, und einer zeigt dem anderen den Adoptivsohn des Herrn Professors. Immer wieder muß der Vater wider Willen in die schmunzelnden Gesichter seiner Zuhörer blicken, und während der Assistent sich seines großen Erfolges freut, giebt sich der Herr Professor das Versprechen: „Sobald adoptire ich keinen mehr.“

Zu dem neulichen Brande in der Londoner City wird uns noch gemeldet: Am Sonnabend Morgen brannten in den Minorities fünf große Waarenhäuser ab. Das Feuer entstand in dem leeren leeren Gebäude, in welchem sich bis vor Kurzem die Lager der Tarrabona-Thee-Gesellschaft befunden hatten. Ehe noch genügende Böschmannschaften zur Stelle waren, ist schon zwei große Kornspeicher in Flammen. Um 8 Uhr stürzten die Mauern dieser beiden Geäude unter lautem Getöse ein. So plötzlich geschah es, daß ein Feuerwehmann verletzt wurde und mehrere andere mit knapper Noth davon kamen. Auch die beiden letzten Speicher, welche von den Flammen ergriffen wurden, konnten nicht gerettet werden. Alle fünf sind völlig ausgebrannt. Der Schaden beläuft sich auf etwa 100000 Pfund Sterling.

Eine neue Vogelart. Ein Apotheker im Kanton Argau hat jüngst den Gelehrten einen schlimmen Streich gespielt. Er fing eine gewisse Anzahl Sperlinge, die in Folge der strengen Kälte der letzten Tage zutraulich geworden waren, und bemalte ihnen die Federn mit den unwahrscheinlichsten Farben. Nach Beendigung dieser „Färbung“ setzte er seine Spazier in Freiheit und Tags darauf sprach die ganze Presse des Kantons von den höchst sonderbaren Vögeln, die in der Gegend gesehen worden seien. Die Naturforscher im Argau stritten sich mit großem Eifer und mit einem unendlichen Aufwande von Gelehrsamkeit über die Herkunft und die Art dieser erotischen Gäste herum; als der Apotheker aber merkte, daß die gelehrten Herren, denen er aus irgend einem Grunde wahrscheinlich nicht sehr hold war, sich in die Haare zu gerathen begannen, gab er plötzlich seinen Spaß zum Besten und hatte im ganzen Kanton die Lacher auf seiner Seite.

Um ihren beim Militär stehenden Sohne eine Freude zu bereiten, schickte, wie der „Gesell.“ aus Kulm berichtet, kürzlich die Bauerfrau R. aus M. an ihn ein Paket ab, steckte in eine Wurst ein Zehnmarkstück hinein und bemerkte im Schreiben: „10 Mark liegen bei“. Der Sohn konnte natürlich das Geld nicht finden und beim hastigen Wursten verrieth er das Goldstück.

Humoristisches Mierlei. Gewissensfrage. Herr: „Das Pferd, das Sie mir verkauft haben, ist ja auf einem Auge blind!“ — Händler: „Legen Sie die Hand auf's Herz, Herr Baron . . . sind Sie ganz fehlerfrei?“

Schlau. Tourist: „Warum stellen Sie denn so viele Gläser und Teller auf den Tisch?“ — Wirth: „Ja wissen S', der Hofbauer und der Schulz' wer'n gleich z'rauf'n Anfang'n; dabei hau'n s' Alles z'samm' und nachher zahl'n s' recht nobel!“ („Dorfbarbier.“)

Der ungerathene Sohn. „Denken Sie doch, der Sohn von dem alten L., der von seinem Vater eine halbe Million geerbt, ist mit seinem Vermögen fertig.“ — „Aber wie ist das möglich?“ — „Ein einziger Bucherer und Halsabschneider hat ihm nach und nach das ganze Geld abgenommen.“ — „Ach, wenn das der alte L. wüßte, der würde sich im Grabe herumdrehen.“ — „Nicht wahr! Daß sein Sohn so gewirrhacht hat?“ — „Rein, daß er das Geschäft nicht selbst hat machen können!“

Da hat er's. Städter (eine bayerische Kellnerin in die Badekneifen): „Sie schönstes Fräulein, reden S' doch amal a bissel bayerisch; das klingt so reizend und macht mir immer so viel Spaß!“ — Kellnerin: „Du Lausbub, Du safterer, willst a Watschen haben?“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Hermann Friedrichs** hat soeben ein neues Drama „Die Erlöserin“ vollendet. Dasselbe erscheint im Verlage von E. Pierson in Dresden.

— Von **Josef Lauff**, dem Verfasser der mit so großem Beifall aufgenommenen Romane „Die Here“ und „Regina coeli“, sowie der erischen Dichtungen „Die Doerftolzin“, „Klaus Störtebecker“ etc. wird noch in diesem Monat, also rechtzeitig vor Weihnachten, ein neuer einbändiger Roman, betitelt „Die Hauptmannsrau“, ein Totentanz aus dem 16. Jahrhundert (Köln und Leipzig, Albert Ahn), erscheinen. Derselbe hat das Kriegs- und Lagerleben zur Zeit des schmalftädtischen Bundes, die Kriegszüge Karls V. gegen den Kurfürsten Moriz von Sachsen zum Inhalt und zum großen Theile die alte freie Reichsstadt Ulm zum Schauplatz. Wie bei allen seinen Romanen und Dichtungen bewährt sich Lauff auch hier wieder als Meister der Sprache, des Stils, als glänzender Schilderer von Land und Leuten der damaligen bewegten Zeit.

— **Die neueste Mode.** „Einfache Eleganz“, so lautet die Parole aller Modedatiers in den Weltstädten. Vorbei ist es mit dem französischen Genre der Toiletten. Das zierliche Gefäß, die leichten Garnierungen, Schoppen und Drapirungen verschwinden, die weibliche Gestalt wird nicht mehr verbüllt und ihrer Natürlichkeit beraubt; die knappe Façon feiert ihre Auferstehung. Nicht mehr das „Was“ unterscheidet, sondern das „Wie“, nicht mehr der Aufputz, sondern die Façon, der Schnitt. Das eben erschienene Heft 4 der „Wiener Mode“ bringt eine Anzahl Toiletten, die dieser neuen Richtung entsprechen. Die Schneiderin steht jedoch der neuen Mode gegenüber vor einer großen Aufgabe, denn sie kann die Mängel des Schnittes nicht mehr durch eine Garnierung oder Drapirung verdecken, sondern muß die Kunst verstehen, durch die bloße Façon die Vorzüge der Dame in das entsprechende Licht zu rücken. Diese Schwierigkeit gilt aber nicht für die Abonnenten der „Wiener Mode“. Sie wählt in Heft 4 dieser vorzüglichen Modeseitschrift ihre Toilette, läßt sich Maß nehmen, schickt dieses der „Wiener Mode“ und erhält gratis gegen Einsendung des Portos einen garantirt genauen, passenden Schnitt, nach welchem jede Näherin ein gut sitzendes, einfaches Wiener Kleid zurecht schneiden kann. Diefem Heft liegt auch gratis die „Wiener Kinder-Mode“ bei, für deren Garderobestücke dieselbe Begünstigung der Gratschnitte von der „Wiener Mode“ angeboten wird.

— **Graf Helmuth von Moltke** (General-Feldmarschall), Geschichte des Deutsch-französischen Krieges von 1870-71. Mit elf Bildnissen, eine Uebersichtskarte in Steindruck, zwölf Planiszen und der Wiedergabe der Schlusssprache des Feldes in Moltkes eigener Handschrift. Volksausgabe. Geh. M. 3.—, in gepreßtem Orig.-Cmb. M. 3.60. Als eine, allen Kreisen des deutschen Volkes willkommenes Jubelgabe zur 25 jährigen Wiederkehr der Gedemüthung unserer großen Siegeskämpfe von 1870/71 wird sie soeben im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von C. S. Mittler u. Sohn, Berlin SW 12, erschienene Volksausgabe von des General-Feldmarschalls von Moltke Geschichte des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 begrüßt werden. Durch die großen Vorzüge sichern Ueberblicks und gerechten Urtheils, wie sie dem Feldmarschall vor Allen eigen sind und durch die schlichte, echt volkstümliche Darstellungsweise besitzt sein Feldzugswerk in der That einen unzerleglichen Werth. Bekanntlich war seine ausgesprochene Absicht, als er auf Wunsch seiner Familie 1887 in der Stille seines Landhüses Kreisau an die Abfassung dieses Geschichtswerkes ging, so zu berichten, daß ein jeder deutsche Mann, sei er Kämpfer und Zeitgenosse von 1870/71 oder deren Nachkomme, jenen Kriegs- und Siegesverlauf recht verstehen und sich in die Ereignisse einleben könne. Er wollte volkstümlich sein, und großen Geistes, konnte er es. Es heißt daher nach Wunsch und Absicht des Feldmarschalls handeln, wenn nunmehr durch eine billige Ausgabe das Werk zum Gemeingute des deutschen Volkes, zum Volksbuche gemacht wird. Zum Preise von M. 3.— für das geheftete und M. 3.60 für das gebundene Exemplar wird Moltkes Feldzugsgeschichte, erläutert durch 12 Uebersichtskärtchen der Schlachtfelder, eine Generalkarte des Kriegsschauplatzes und geschmückt mit Bildnissen der Feldherren, Allen zugänglich. Die Schlussworte des Werkes sind auch in einer Wiedergabe von Moltkes eigener Handschrift angefügt.